

Vorwort

Autor(en): **Spies, Christian / Wöller, Florian**

Objektyp: **Preface**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **67 (2011)**

Heft 2

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Vorwort

«Die Bilderstürmer waren die Bilderstifter.» In dieser so klassischen wie kontroversen Formel Hermann Heimpels kommt eine Paradoxie zum Ausdruck, die allen Bilderstreiten zu eignen scheint, egal, ob sie theologisch, politisch oder auch künstlerisch motiviert werden: Bilderstreite führen nicht nur zu den ertragreichsten Debatten um Bilder und ihre Wirkmächtigkeit, sie setzen auch – so die These des vorliegenden Heftes – neue Bilder frei, indem sie bestehende Bilder (de-)legitimieren und Anlass zu Veränderungen und Neuerungen bieten. Dabei können Anti-Bilder entstehen, die mit den vorausgegangenen, verfemten und verbotenen Vorbildern demonstrativ brechen und von einer kritischen Haltung gegenüber den alten Bildern zeugen. Auch können jene Bilder genuin neu sein, indem sie ein erneuertes und stärkeres Vertrauen in die Präsenz bildlicher Darstellung zum Ausdruck bringen, wenn ihre eigene Bedeutung und Legitimität zuvor bestritten worden ist. Doch nicht nur neue und alternative Bilder gehen aus Bilderstreiten hervor, sondern auch solche, die eigentlich keine Bilder im vertrauten Sinne sein sollen und vielmehr demonstrativ für das Nicht-Bild stehen.

Bei alledem scheinen sich Bilder die Bilderstreite einzuverleiben, und zwar trotz oder gerade wegen der (De-)Legitimation ihrer eigenen Bedeutung. Kurz gesagt: Es wird nicht nur über Bilder gestritten – vor allem im alternativen Medium der Sprache –, sondern dieser Streit wird auch im Bild selbst und mit den Mitteln des Bildes ausgetragen. Dabei entstehen Bilder, die – um einen Topos der Moderne zu gebrauchen – ihr Bildsein selbst reflektieren. So wie in ihnen selbst Argumente für das Bild generiert werden, stehen sie auch für eine kritische und sogar bilderfeindliche Position.

Diesen Beziehungen zwischen Bildern und ihren nicht selten theologischen (De-)Legitimationen an ausgewählten Phänomenen nachzugehen, ist die Motivation des vorliegenden Heftes. Dabei kommt es nur sekundär darauf an, solche historischen Debatten nachzuzeichnen, die Bilder – sei es das Bild überhaupt, seien es bestimmte Bilder – problematisieren; in einer vergleichbaren Perspektive würden die Bilder vor allem von der Autorität der streitenden Instanzen zeugen und allenfalls als Symptome oder Relikte begriffen, an denen die zugrundeliegenden Streite zum Ausdruck kommen. Die hier versammelten Beiträge widmen sich vielmehr der Frage, wie Bilder selbst Bilderstreite bezeugen, wie diese in ihnen und durch sie provoziert und zugleich bewältigt werden.

Historisch lässt sich als erster Kronzeuge für solche Verhältnisse von Bildern und Bilderstreiten der byzantinische Bilderstreit des 8. Jahrhunderts aufrufen. Dem eigentlichen Wortsinne nach ein Bilderstreit, nämlich eine theologische, theoretische und praktische Kontroverse, entzieht sich dieser Vorgang der einfachen Unterscheidung von Legitimation und Delegitimation von Bildern, die Gott darstellen. Denn beide involvierten Parteien, Ikonomachen wie Ikonodule, rechneten offenbar mit der Unmöglichkeit einer simplen Darstellung Gottes. Vielmehr war die Frage nach der angemessenen Präsentation, d.h. der Präsenz des Göttlichen im Bild kontrovers. Während das ikonomachische Konzil von Hieria 754 die eucharistischen Elemente als angemessene Repräsentation Gottes bestätigte, entstanden nach der ikonodulen Restauration ab 787 dem ikonomachischen Bildverständnis entgegengesetzte Ikonen. Diese begründeten feste Bildtraditionen, die in solche kanonische Bildtypen übergingen, deren Grenzen und Möglichkeiten durch den Bilderstreit bedingt sind. Gerade die Unsichtbarkeit und Abwesenheit der ikonomachischen Position charakterisieren die ikonodulen Ikonen. Ikonodule und Ikonomachen schlossen folglich das konkurrierende Repräsentationsmodell aus ihren jeweiligen Repräsentationen bzw. Bildern aus, indem sie es unsichtbar machten – eine Praxis, die die Bilder selbst in den Bilderstreit involvierte und sie zum Schauplatz ihrer eigenen Anfechtung bestimmte.

Im arabischen Bilderstreit des 7. und 8. Jahrhunderts stritt man nicht wie in Byzanz um den angemessenen Repräsentationsmodus, sondern bestritt einzelne Darstellungen: Bilder, die Gott zeigen oder Gottes schöpferisches Handeln nachahmen, wurden in sakralen Kontexten, vor allem in Moscheen, delegitimiert. Jedoch folgte daraus keine Bilderlosigkeit, wie vielfach behauptet wurde, sondern oftmals sogar eine verstärkte Bildproduktion. Nicht zuletzt über die islamische Ornamentik entwickelten sich alternative Bildformen jenseits der figürlichen Darstellung, und zwar nicht nur in den Medien der Bilder und Mosaiken, sondern auch im Medium des Buches und des Schriftlichen: Durch den Bilderstreit entwickelte sich das geschriebene Wort auch zum geschriebenen Bild, das so zur verschlüsselten Darstellung des unsichtbaren Gottes erst ermächtigt wurde. Darin also, dass die delegitimierten Darstellungen des arabischen Bilderstreites in Bildern reflektiert und produktiv gewendet wurden, traten Bilder als Agenten des Bilderstreits hervor und machten diesen selbst zu einem Schauplatz des Unsichtbaren: Der im Bild verhandelte Bilderstreit ermöglicht das Zeigen dessen, was unsichtbar ist.

Mit diesen knappen historischen Unterscheidungen sind bereits zwei Grundformen benannt, nach denen Bilder Bilderstreite austragen, sie verarbeiten und reflektieren. Bilder können sich auf Bilderstreite positiv beziehen, wie es die Vorgänge in Byzanz nahelegen. Indem das jeweils konkurrierende Bild- bzw. Repräsentationsverständnis ausgeschlossen wird und unsichtbar bleibt, erscheint das, was man nicht sehen kann, als Bedingung des Bildes im Bild. Diese Bedingung artikuliert sich als ein *nolle* oder «Nicht-Wollen», dass sich das konkurrierende Bildverständnis gleichsam unterschiebt. Die andere Grundform der Beziehung von Bildern und Bilderstreiten drückt sich dagegen negativ als ein *non velle* oder «nicht Wollen» aus. So erscheint es in jenen Bildern, die sich dem arabischen Bilderstreit und seinem Verbot verdanken, Gott zu zeigen oder Gottes Handeln nachzuahmen. Indem beispielsweise die Ornamentik und ihre Verbildlichung der Schrift das *non velle* «nicht Wollen, dass» eines der Kriterien des Bilderverbots erfüllt wird, ausdrücken, schaffen sie zugleich neue Spielräume, um das zu zeigen, was nicht sichtbar ist und nicht sichtbar sein darf. Sie nehmen damit selbst am Bilderstreit teil und bringen gerade dadurch das Unsichtbare zur Anschauung.

Eine dritte, vielleicht die radikalste Ausprägung des Verhältnisses von Bildern und Bilderstreit zeigen aber solche Bilder, die im Bilderstreit selbst als Anti-Bilder hervortreten. Man findet sie etwa im reformatorischen Bilderstreit des 16. Jh., weniger in den Spuren der Angriffe oder den gänzlich zerstörten Bildern, sondern vielmehr dort, wo die vorausgegangene Fülle der Bilder nun einer Leere der fehlenden Bilder gewichen ist. Die weisse Wand wird hier zum Emblem für ein Bild, das keines sein darf und das die Abwesenheit des göttlichen Bildes im fehlenden Bild ausstellt.

Die lange Geschichte der Bilderstreite und der ihnen verwandten Bilder besteht jedoch aus vielen, kaum miteinander vergleichbaren Phänomenen, die noch weitere Beziehungen zwischen Bildern und Bilderstreiten bergen. Dass sie aber derartige Beziehungen aufweisen, scheint unbestritten zu sein. Denn auch aus jenen Bilderstreiten, die weder den Repräsentationsmodus noch bestimmte Darstellungen, sondern Bilder und insbesondere sakrale Bilder überhaupt delegitimierten, gingen stets neue Bilder hervor. Dies wird besonders in der *longue durée* des mosaischen Bilderverbots deutlich, die sich bis in aktuelle Bilddebatten erstreckt, wie der Beitrag von Philipp Stoellger zeigt. Die Debatten über die De-Legitimität der Bilder waren demnach zwangsläufig und per se paradox. Immer wieder lässt sich zeigen, dass die Negation von Bildern nur

über andere Bilder möglich ist. Selbst in der Opposition der Sprache zum Bild, die wiederholt die Bilderlosigkeit in bestimmten Kontexten garantieren sollte, werden letztlich auch in der Sprache alternative Bilder zu ihren sichtbaren Gegenständen erzeugt.

Genau diese Strategie der Negation hat sich die negative Theologie zu eigen gemacht, indem Negation und Affirmation hier immer zwangsläufig miteinander einhergehen. Mariele Nientied geht diesem Zusammenhang im Mittelalter nach und erschliesst das neuplatonische Denken bildlicher und sprachlicher Negation für einen systematischen Zugriff auf das Phänomen der Bilderstreite aus theologischer, philosophischer und zeichentheoretischer Perspektive.

Aus einer komplementären Perspektive ist ein solches Vorgehen auch mit Blick auf die Kunst der Moderne möglich, wie es Johannes Stückelberger in seinem Text vorschlägt. Der moderne Ikonoklasmus, d.h. das Austesten des Bildes im Bild bis an seine Grenzen, wurde hier selbst zum künstlerischen Programm erklärt. Insofern könnte man diese moderne Selbstreflexion des Bildes unter ikonoklastischen Vorzeichen – wie häufig geschehen – sowohl als Lehre aus den vielfältigen historischen Bilderstreiten verstehen, wie auch als ihre radikale und plakative Zuspitzung.

So systematisch oder exemplarisch die Zugriffe einerseits immer sein müssen, um letztlich die bildliche Relevanz der Bilderstreite nachvollziehen zu können, so differenziert muss dann aber doch wieder der historische Zugriff bleiben, um auch der Verschiedenartigkeit der Bilderstreite gerecht zu werden. Gerade die historisch vergleichenden Disziplinen wie die Altertumswissenschaften oder die Kunstgeschichte haben in dieser Hinsicht immer wieder für die Differenzierung der Zeugnisse in ihren historischen Kontexten plädiert. So kann Alexandra Verbovsek deutlich machen, dass es in den bilderreichen, altägyptischen Gesellschaften gar keinen Bilderstreit geben konnte. Zu sehr war das Bild daran beteiligt, die gesellschaftliche und politische Kohärenz aufrecht zu erhalten, als dass man es hätte in Zweifel ziehen können. Ein Streit über Bilder, der diese in Frage gestellt hätte, hätte zwangsläufig mehr zerstört als nur die Legitimität der Bilder. Vielmehr hätte die Legitimität der politischen Macht, die durch die Bilder legitimiert wurde, auf dem Spiel gestanden. Genauso zeigen auch Vera Beyers Analysen einiger prägnanter Beispiele persischer Miniaturmalerei des 15. und 16. Jh., dass das islamische Bilderverbot keinesfalls zu einem immer wieder behaupteten Anikonismus

geführt hat. Vielmehr entwickelten sich Bildformen, in denen die verbotenen Darstellungen des Göttlichen auf andere und neue Weise legitimiert werden.

Solche Beschäftigungen mit kritischen Bildpraktiken in spezifischen historischen Kontexten widersprechen dem vielfach strapazierten Antagonismus von Bilderfreunden und Bilderfeinden, von Bild oder Nicht-Bild. Sie legen die Bilderstreite vielmehr als differenzierte Debatten um die Macht bildlicher Repräsentation und ihrer jeweiligen De-Legitimation offen. In diesen Debatten werden die Bilder selbst zu denjenigen Orten, an denen ihre Macht verhandelt wird; und sie sind folglich identisch mit demjenigen Ort, wo die Macht im Bild auch generiert wird.

Die Frage nach der Macht des Bildes war von vornherein der gemeinsame Rahmen für die hier versammelten Texte. Sie haben ihren Ausgangspunkt in einer Folge von Diskussionen im Nationalen Forschungsschwerpunkt Bildkritik – eikones an der Universität Basel, in denen die Macht des Bildes unter den theologischen Vorzeichen im Zentrum stand. Gerade der interdisziplinäre Zugriff, der zudem noch auf recht verschiedene – jeweils exemplarische – historische Kontexte gerichtet ist, war dabei hilfreich, die ›Lehre des Bilderstreits‹ im Dialog der disziplinären und historischen Differenzen als Lehrstück über die Macht bildlicher Repräsentation zu diskutieren.

Insofern gilt es einen Dank auszusprechen: dem Nationalen Forschungsschwerpunkt Bildkritik – eikones und dem Schweizer Nationalfonds, die durch ihre Unterstützung und Finanzierung die Arbeit an diesem Projekt mit der nun vorliegenden Publikation ermöglicht haben.

Christian Spies und Florian Wöller, Basel im Juni 2011